

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1922)

Artikel: Zur Anthropogeographie des Goldachtales
Autor: Bick, Peter
Kapitel: 3: Die Wirtschaft und ihre Entwicklung
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach Ott (No. 60, 1915, S. 41) beträgt die Siedlungsdichte beider Appenzell durchschnittlich 7,5; im Goldachtal entfallen im Mittel nur 6,4 Siedlungen auf 1 km² der Gesamtfläche. Es ist demnach im allgemeinen das Maschennetz weiter, immerhin relativ eng gegenüber Gebieten, die ähnliche geographische Verhältnisse aufweisen, aber durchwegs abgestuft nach den topographischen Grundlagen der rasch wechselnden kleinen Räume.



DRITTERTEIL.

Die Wirtschaft und ihre Entwicklung.

Von der wirtschaftlichen Tätigkeit der Bewohner war schon bei der Behandlung der einzelnen Siedlungen die Rede. Eine einlässliche Erörterung ist daher nur noch für die beiden wichtigsten Zweige der Urproduktion, die Land- und Forstwirtschaft, angezeigt und desgleichen verdient wegen ihrer allgemeinen Verbreitung die mächtigste Industrie, nämlich die Stickerei-Industrie, noch eine besondere Erwähnung. Soweit dies ältere Quellen gestatten, soll dabei nicht nur die heutige Betriebsweise berücksichtigt werden, sondern es soll ihre Entstehung aus den früheren Verhältnissen heraus angemessene Berücksichtigung finden.

I. Die Landwirtschaft.

1. Die Wirtschaftssysteme und Betriebszweige der früheren Landwirtschaft.

Die l a n d w i r t s c h a f t l i c h e n W i r t s c h a f t s - s y s t e m e erfuhren im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen. Wir verdanken die ersten Aufzeichnungen über den alten Landbau den grundherrlichen Verwaltern, deren Angaben z. T. in den Archiven bis auf unsere Zeit gerettet wurden, für unsere Zwecke allerdings selten weit zurückreichen. Neben geschichtlichen Darstellungen benützte ich viele Auskünfte von älteren Leuten aus der Gegend. Nach den Ausführungen unter Steinach (S. 47) und Mörschwil (S. 50) ergibt sich zunächst folgendes:

Die Alemannen brachten die bei ihnen im Flachland allgemein übliche Wirtschaftsordnung in ihren Gemarkungen zur Anwendung. Bei der erst vereinzelt Besizesübergabe an die kirchlichen Grundherren ist es leicht verständlich, dass deren Güter gleichwohl alter Sitte gemäss weiter bebaut wurden. Das System der D r e i f e l d e r w i r t s c h a f t gestattete zum vorneherein keine andere Nutzungsart auf einzeln eingestreuten Parzellen. Strenge Einhaltung des Flurzwanges war höchstes Gebot. Der Zelgenbau wurde auch auf die Rodungsgüter ausgedehnt. Wesenszug dieser verschwundenen Wirtschaftsweise ist für unser Gebiet

die Anlehnung an die Topographie. Die Flurpläne aus dem 18. Jahrhundert weisen darauf hin, dass im Hügellande jeder Weiler (statt der ganzen Gemeinde) seinen eigenen Flurplan hatte. Mit aller wünschbaren Klarheit geht das für die Höfe am Rorschacherberg und einige Weiler in Mörschwil hervor. Dagegen sprechen Flurnamen mit «Zelg» in der Gemeinde Untersteinach und Horn dafür, dass hier alles Ackerland als geschlossenes Gebiet bewirtschaftet wurde. Weide, Wald und Riet bildeten insgesamt die Allmend, auf deren Nutzung jeder Bauer, je nach der Grösse seines Besitzes in der Flur, z. T. ganz frei, Anspruch erheben konnte.

Aus Analogie zu ähnlichen Gebieten mit niederschlagsreichem Klima ist jedenfalls nicht mit Unrecht anzunehmen, dass in der höhern Molassegegend die Dreifelderwirtschaft nicht in Anwendung kam, dafür aber die *E g a r t e n w i r t s c h a f t* (Feldgraswirtschaft) bekannt war, vorab auf den Einzelhöfen und abgelegenen Berggütern.

Neben der Dreifelderwirtschaft kam der Weidebetrieb zu kurz und es musste daher die Viehhabe klein bleiben. Missjahre für den Körnerbau weckten immer das Bedürfnis, den Viehstand zu mehren. Die Allmend, das Tritt- und Tratrecht und die kleinen Hauswiesen genügten diesem Zwecke nicht, weshalb sich das Bestreben regte, gesteigertem Fleisch- und Milchbedarf infolge Volksvermehrung dadurch gerecht zu werden, dass man auf der Allmend gelegene Bodenflächen einzäunte und sich «eignete», um daraus Sondernutzen zu ziehen, woraus sich Grundeigentum ausbildete. Auf diesen Flächen wurden in erster Linie Intensivkulturen angelegt, Gemüse gepflanzt und auch Obstbäume gezogen. Dadurch ergab sich aber für die Gesamtheit eine unerträgliche Gleichgewichtsstörung zwischen dem Ackerland einerseits und dem Wies- und Weideland anderseits. Verbote des Einzäunens und Häuserbauens waren die Folge. Für unsere Gemeinden des Fürstenlandes erfolgte nach Engensperger (No. 20, S. 61—72) am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts die endgültige Aufteilung durch das Los oder durch freien Kauf und die Aufhebung des allgemeinen Weidganges. Die Erweiterung und Verbesserung der Naturwiesen konnte aber gleichwohl erst jetzt auf Kosten des Ackerlandes (nach Aufhebung des Flurzwanges) ungehindert vor sich gehen.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat der Bauer nur für den eigenen Haushalt produziert und ausserdem die nächste Stadt mit den Erzeugnissen des Bodens versorgt, um dort Produkte des Gewerbefleisses einkaufen zu können. Auch für die Beschaffung der Kleidung war er auf sich selbst angewiesen. Für die Brotversorgung kam wohl seit Jahrhunderten ein Zuschuss vom nahen Schwabenlande; zuzeiten der Not versagte oft auch diese Möglichkeit. Gerade solche Landplagen weckten allmählich das Verständnis für den Ausbau des Verkehrsnetzes. (No. 58, Neujahrsblatt St. Gallen, 1829, S. 3—8.)

Zwar erkennt man um 1860 herum kaum einen bedeutenden Unterschied gegenüber früher. Der infolge seiner intimen Beziehungen zum Boden konservative Bauer liess nur behutsam die neue Zeit mit ihren Bestrebungen auf sich einwirken. Indessen brachte dann die fortschreitende Verkehrsentwicklung und vermehrte Zuwendung der Landbevölkerung zur aufblühenden Industrie einen empfindlichen Arbeitermangel. Die zu Stadt und Land gegründeten Fabriken entzogen der Landwirtschaft die notwendigen Hilfskräfte, da sie bei kürzerer Arbeitszeit reichlicheren Verdienst in Aussicht stellten. Damit war der Feldbau unmöglich geworden und notgedrungen, aber auch mit der Aussicht auf grösseren Gewinn, seitdem die Eisenbahnen billigeres fremdes Getreide herbeiführten und die Kornerzeugung unrentabel machten, wandte sich der Bauer der reinen Graswirtschaft zu. Der seit den 70er Jahren ständig vermehrte Viehstand sollte der grösser gewor-

denen Nachfrage nach Milch und Fleisch genügen. — Auch Hanf- und Flachsbaue fristeten zu dieser Zeit ein kümmerliches Dasein und der Rebbau unterlag ebenso der fremden Konkurrenz.

Tritt aus dem Vorausgegangenen die Vielseitigkeit der früheren landwirtschaftlichen Betätigung schon genügsam hervor gegenüber der einförmigen modernen Betriebsweise, so mögen noch einige Ergänzungen über die wichtigsten untergegangenen Betriebszweige am Platze sein, besonders über den Kornfruchtbaue und den Gemüsebaue, welche in der Kriegswirtschaft wiederum in weiterem Umfange zu Ehren gezogen wurden. Sie vermochten zwar keineswegs die frühere Ausdehnung wieder zu erreichen, namentlich blieb der Ertrag des Kriegsgetreideanbaues sehr weit zurück hinter früheren Leistungen unseres Gebietes. Um so mehr zwingt die einstige bäuerliche Tätigkeit Achtung ab vor der geschickten Ausnützung aller vorhandenen Anbaumöglichkeiten und der Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, die der Gewinnung zahlreicher, für die geschlossene Hauswirtschaft benötigten Stoffe heute verschwundener Kulturpflanzen entgegenstanden.

Es ist allerdings zu beachten, dass diese Bemerkungen fast ausschliesslich den untern Gebietsteil betreffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind in dem klimatisch ungünstiger ausgestatteten Berglande die Erzeugnisse der Viehwirtschaft von jeher ergiebiger gewesen. Die appenzellischen Zehnten bestanden denn auch aus Butter und Käse neben Korn, während in den tieferen Lagen die Bedeutung eines Gutes ausschliesslich im Ackerbaue begründet war, nach dessen Ertrag der Gutswert bemessen wurde.

a) Der Ackerbaue.

Als Getreidearten, welche hauptsächlich angebaut wurden, sind Roggen, Weizen und Dinkel (Korn oder Fäsen) für die Winterfrucht, Hafer und Gerste für die Sommerfrucht zu nennen. Weizen wurde nicht in grösserem Ausmass angebaut. Der Roggen war die Frucht der schweren Glazialböden. Der anspruchslose Hafer konnte überall gedeihen. Als Volksnahrung war neben dem «Hafermus» auch der Hirsenbrei bekannt. — Spatfröste und Platzregen richteten oft grossen Schaden an. In nassen Sommern war das Ausreifen des Getreides fraglich, in kalten schneearmen Wintern bestand die Gefahr des Auswinterns der jungen Saat. (Nach Erfahrungen der Kriegsjahre.)

Der Winter 1917/18 und besonders der Sommer 1918 stellte unsere Landwirte auf einmal vor eine Reihe von Aufgaben, welche nur einzelne aus der ältern Garde noch aus der Jugendzeit kannten. An Ackergeräten war sozusagen nichts mehr vorhanden. Durch persönliche Erkundigung konnte ich das Ausmass der für die Kriegswirtschaft bestellten Anbaufläche in Erfahrung bringen.

In Wald liess die Gemeinde den Anbau durch die Armenanstalt auf 2 Parzellen besorgen. In Goldach übernahm die Gemeinde selbst etwa die Hälfte des pflichtigen Anbauareals in Eigenbau, in Tablat

vier Siebentel, in Horn 95 Prozent. In Rorschach übernahmen 2 statt 30 Produzenten den Pflichtteil der Gemeinde und benützten dazu ein Grundstück in der Gemeinde Goldach, mangels passenden Bodens innerhalb der Gemeindegrenzen. Aus demselben Grunde nahm die aus 80 Landwirten bestehende Getreidebaugenossenschaft Agraria in Rorschacherberg den Hof Wildern in Affeltrangen (Thurgau) in Pacht und bestellte dort 1178 Aren. Ungefähr ein Viertel wurde von 12 Produzenten in Rorschacherberg selbst angebaut.

Getreideanbau 1918.

Gemeinden	1918 Produzenten	Anbaufläche Aren	% des landw. benützten Areals
Speicher	6	830	1,4
Trogen	8	51	0,1
Grub	5	180	0,6
Rehetobel	4	560	1,0
Wald	1	180	0,3
Eggersriet	150	1000	2,0
Untereggen	51	935	2,0
Tablat	7	3470	2,3
Mörschwil	92	3214	3,9
Tübach	24	750	4,0
Steinach	35	750	1,8
Horn	3	720	5,4
Goldach	19	681	1,7
Rorschacherberg	12 + 1	1586	(0,7)
Rorschach	2	155	2,0

Einzelne Gemeinden sind weit über das zugewiesene Mass hinausgegangen. In den Gemeinden Horn, Tübach, Steinach und Mörschwil bot sich im Sommer 1918 ein völlig verändertes Landschaftsbild dar, obschon im ganzen das Ausmass des neugewonnenen Ackerlandes bescheiden war. Mit dem Fallen der Bundesvorschriften sind fast alle Aecker sofort verschwunden, trotzdem die Erträge, da es sich um ziemlich gute Jahre handelte, meistenorts befriedigten, da beim «Ackern» ein erheblicher Futtermangel sich herausstellte und weil dasselbe zu mühsam war auf den mit Obstbäumen dicht bestandenen und meist unebenen Flächen.

Ueber die sonstige A c k e r n u t z u n g der vergangenen Zeit erübrigt sich eine weitere Darstellung. Erwähnung verdient bloss die Kultur von Hanf und Flachs, sowie der Kartoffelbau.

Im Neujahrsblatt auf das Jahr 1829 (Neujahrsstücke, No. 58, S. 6—8) erfahren wir darüber: Eine grosse volkswirtschaftliche Bedeutung hatte einst der Anbau von Gespinstpflanzen, Hanf und Flachs. Der Hanf war weniger verbreitet, umsomehr der Flachs überall angebaut, hie und da sogar als Hauptkultur. Für den Hausbedarf war jeder Bauer versehen. Der Anbau dieser Pflanze lag den Frauen und

Töchtern ob. Die mühsame Verarbeitung beschäftigte über den Winter eine Menge Hände. Frauen, Kinder und Greise spannen; das Garn wanderte auf den St. Galler Markt, anderes wurde im Keller direkt gewoben und die fertige Leinwand, ein hausindustrielles Produkt, den Kaufleuten von St. Gallen und Rorschach, Speicher und Trogen verhandelt. Die Konkurrenz fremder Länder schränkte das Gewerbe ein und damit schied der Flachsbaub aus.

Als man anfang, die Brachfelder zu bebauen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wählte man dafür Kartoffeln, Gemüse und allerlei Küchenkräuter oder Klee und sonstige Futterpflanzen zur Vermehrung des Viehfutters. Von den genannten Kulturpflanzen ist den Kartoffeln das grösste Areal zugewiesen worden. Fruchtsperre und Mangel an eigenen Landeserzeugnissen hatten in den Jahren 1770 und 1771 Notstand und Teuerung bewirkt. In dieser Epoche wurde die erst seit kurzer Zeit eingeführte Kartoffel zur Retterin in der Not und kam zu allgemeiner Anerkennung.¹⁾ Als die Speise der Armen in guten Zeiten, als Nahrungsmittel von jedermann geschätzt in knapper Zeit, ist die Kartoffel weiter angebaut worden und hat in unseren Tagen neuerdings besondere Beachtung gefunden. Die relative Billigkeit liess aber zeitweise den Anbau unrentabel erscheinen und man bezog sie aus andern Gegenden, wo zweifelsohne ihre Kultur in trockenen, sandigen Böden reichere Erträge abwirft. Dass die Kartoffeln unter Umständen in feuchten Jahren bei uns missraten, und an Fäulnis leiden, hat man während der Kriegszeit, durch die Hoffnung auf bessere Erfolge mit gutem Saatgut bestärkt, nicht mehr allzu ängstlich bedacht, und so wurde denn der Anbau in den Jahren 1917 und 1918 enorm gesteigert.

Auch andere Hackfrüchte, wie Runkelrüben, welche auf den Aeckern gerne als Vor- und Nachfrucht gezogen werden, sind seit dem Rückgang des Ackerbaues in Wegfall gekommen.

Für die Streckung des Dürrfutters und die Mästung des Viehes geschah dies nicht ohne Schaden, umso mehr als auch der Gartenbau kein entsprechendes Ersatzfutter liefert. Selbst der Futterbau in der Anlage von Kleeäckern hat heute nur ganz geringe Bedeutung. Wenn man diese letzteren Mittel zur Unterstützung der Viehwirtschaft in unserer Gegend nicht beachtet, so ist das nur dadurch erklärlich, dass man ihretwegen keine besondere Ackerarbeit mehr vornehmen will. Pflug und Egge wurden eben vollständig beiseite gestellt. So fanden derartige Hilfskulturen auch in den wieder einmal umgebrochenen Böden keinen Eingang.

b) Der Gemüsebau.

Das gleiche Los teilte der Gemüsebau, der früher auf den Aeckern gepflegt wurde. Trotz Stadtnähe und grosser Nachfrage ist von feldmässigem Anbau nirgends eine Spur zu finden. Der Thurgau versorgt auch unsere Konsumzentren, soweit nicht das Ausland liefert.

Nur in Tübach ist seinerzeit, als der Getreidebau sich nicht mehr verlohnte, auf die Initiative eines tüchtigen Gemeindevaters hin, ein Anfang zu feldmässiger Bestellung der betreffenden Grundstücke mit allerlei Gemüse, wie Kabis, Kohl, Salat, namentlich Erbsen und Bohnen, gemacht worden. Die Erzeugnisse kamen auf den Markt von St. Gallen und Rorschach. Die Einfachheit des Grasbaues musste aber

¹⁾ No. 56, Naef, S. 609

den dortigen Landwirten wie anderswo besser zusagen und sie liessen diesen Erwerbszweig in der Folge wieder eingehen, vielleicht auch wegen mangelnden Eisenbahnanschlusses. Einzig in Steinach, auf dem Gemeindeboden, werden noch ausgedehntere Gemüsekulturen besorgt; jedoch auch diese gehen immer mehr auf das notwendige Mass für den Hausgebrauch der Nutzniesser am Boden zurück.

Eine stärkere Betätigung in dieser Richtung brachte die Kriegswirtschaft. Die Ausnützung des Neubruchlandes für Vor- und Nachfrüchte bot dazu Anlass. Ausserdem verlangte der Zwangsanbau von Kartoffeln eine aktivere Beteiligung seitens der Landwirte. In der Hauptsache ist aber auch jetzt die Arbeit vom weiblichen Geschlechte geleistet worden und daneben waren es Nichtlandwirte, die sie erledigten und zudem ein grosses Interesse für die Eigenproduktion bezeugten. Nicht nur die dadurch erzielte Verbilligung der Gemüsebeschaffung, sondern auch die Lust nach Abwechslung im Speisezettel und die Freude an körperlicher Betätigung im Freien halfen noch erheblich mit, den privaten Gemüsebau zu fördern.

Die Gemeindebehörden unterstützten weitgehend die Beschaffung von Pflanzland für die Interessenten. Namentlich in den grösseren Ortschaften wurden namhafte Bodenstücke zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt; so in Rorschach ca. 600 Aren, in Tablat 1340 Aren. Die Gemeinde Rorschach benützte dazu in den Aussengemeinden gepachtete Ländereien. Besonders in Horn wurde den Bedürfnissen der Industriebevölkerung bestmöglich Rechnung getragen, sodass gegen 6½ Prozent des landwirtschaftlich benützten Areals für die Kartoffelversorgung dienstbar gemacht wurden. Selbst in Rorschach und Tablat haben etwa ein Drittel aller Haushaltungen Kartoffeln gepflanzt, in den übrigen Gemeinden sind es z. T. weit mehr als die Hälfte.

Nachdem vorab in den Industriegemeinden die Zahl der Produzenten wesentlich gestiegen ist, vielfach sich mehr als verdoppelt hat, zeigt es sich, dass nach glücklicher Beendigung der Kriegswirtschaft das Interesse jener Stände für die Eigenversorgung mit den wichtigsten Lebensmitteln fort dauert und in der Tat wird auch jetzt noch jeder Fleck Erde bestmöglich ausgenützt. Die Gelegenheit zur Bodenpacht besteht vielerorts unverändert weiter.

c) Der Rebbau.

Bereits im 9. Jahrhundert werden Weinberge in Goldach und Steinach urkundlich genannt. Aebtische Reben standen später auch in Tübach, Mörschwil, Untereggen, Rorschach und Rorschacherberg. Ins Appenzellerland ist das edle Gewächs niemals eingezogen, wegen des zu rauhen Klimas. Die vorgenannten Gebiete entrichteten zuzeiten einen erheblichen Weinzehnten, woraus zu schliessen ist, dass ein bedeutendes Areal mit Reben bepflanzt war. Kultuszwecke waren nebenbei ein Hauptgrund für deren Einführung, wie sie denn auch die lange Beibehaltung verlangten. Fröste und Regen, Hagel und Schnee haben jedoch oft grossen Schaden gestiftet; und in manchen Jahrgängen musste man sich mit saurem Wein begnügen. Als sich im Jahre 1887 der falsche Mehltau der Reblaus als neuer Schädling beigesellte, war das Schicksal des Rebbaues in der Bodenseegegend besiegelt. Der mit der Graswirtschaft aufblühende Obstbau stellte immer höhere Erträge

in Aussicht, was zur Folge hatte, dass die Reben, die weit mehr Arbeit erforderten — bei unsicherem Einkommen — auf immer grösseren Flächen ausgerissen wurden. Im Jahre 1898 waren laut Rebbuch des Kantons St. Gallen (erwähnt in No. 88) die Verhältnisse wie folgt:

Gemeinden	Fläche lt. Rebbuch Aren	Zahl der Besitzer	Durchschn. Besitzgröße Aren	Zahl der Parzellen
Mörschwil	28,00	1	28,00	1
Goldach	609,132	31	19,65	50
Steinach	225,47	13	17,34	21
Untereggen	36,00	3	12	3
Rorschacherberg	307,40	18	17,08	38

Die Entwertung der Rebgüter schritt weiter voran, grosse Kapitalverluste traten ein und Verschuldung der Inhaber, soweit sie nicht durch andere Erwerbsquellen gedeckt waren. Staatliche Fürsorge konnte die Entwicklung nicht mehr aufhalten. Tübach hatte 1896 die letzte Weinernte. Heute sind sämtliche Reben verschwunden. Am längsten blieben die Goldacherreben bestehen in relativ bester Lage N des Dorfes Untergoldach, an der heute noch Rebhalden genannten Parzelle am Rietberg.

2. Die heutige Landwirtschaft.

Der leichte und billige Produktaustausch hat also derfelt. Es ist nur natürlich, dass die Landwirte unserer Gegend Selbstversorgungswirtschaft, welche das Mittelalter und auch noch die Neuzeit bis vor kurzem auszeichnete, das Grab geschau-sich einem Betriebszweige zuwandten, der von der Einwirkung des Auslandes weniger zu fürchten hatte. Die guten Bedingungen für den Obstbau unterstützten erst recht die Verallgemeinerung der Futter- und Viehwirtschaft. Der Grad der U mwandlungsmöglichkeit bei diesem U e b e r g a n g e zur E r w e r b s w i r t s c h a f t ist geradezu eine Eigentümlichkeit unseres Gebietes, wie auch der nächstliegenden ostschweizerischen Gegenden. Eingeleitet durch äussere im Zeitlauf begründete Erscheinungen, ist der Umschwung zur r e i n e n G r a s w i r t s c h a f t im Prinzip nur eine bessere Anpassung an die Naturverhältnisse. Darin liegt, wie noch zu erörtern ist, das offene Geheimnis der Prosperität der neuen landbaulichen Tätigkeit.

Zur Darstellung der B e t r i e b s z w e i g e der h e u t i g e n L a n d w i r t s c h a f t bemerke ich voraus, dass die Siegfriedkarte genügend Aufschluss gibt über die Verteilung des landbaulichen Arealis. Die grosse Einförmigkeit der modernen Landwirtschaft geht daraus ohne weiteres hervor. Denn was daselbst nicht als Siedlungsfläche oder Waldgebiet bezeichnet ist, kann fast restlos als Wiesland gelten, wobei die Obstbaumbestände ununterbrochen bis zur Kote 700 m hinanreichen, im Bergland aber trüppchenweise auftreten.

a) Der Futterbau.

Durch die Boden- und Klimaverhältnisse, sowie durch andere bereits genannte Umstände begünstigt, erreichte der Futterbau jenen Umfang, der die Grundlage bildet für eine entwickelte und weit ausgedehnte Vieh- und Milchwirtschaft. Die Gewinnung eines hinreichend grossen Dörrfutterquantums für den Winter, neben der Grünfutternutzung während der Vegetationszeit, lässt sich nur erreichen mit einem rationell durchgeführten Weidewechsel. Wo, wie im untern Gebiet, Stallhaltung während des Sommers üblich ist, tritt an dessen Stelle die entsprechende Grünfutterentnahme von den Wiesen. Durch den Weidgang in der Runde (oder Wechsel im Grünfutterschnitt) verteilt sich die Reife des Heues für bestimmte Stellen und damit die Heuernte zum Vorteil des Landwirtes auf verschiedene Zeitpunkte.

Im allgemeinen erlauben die guten Wiesen 2—3 Heuschnitte oder 3—5 Grasschnitte; einmal heuen und zweimal emden gilt als Regel im untern Teil, einmal heuen und einmal emden im obern Goldachtal. (Mäh- und Heuwendmaschinen kommen in der Ebene und im Hügelland überall zur Anwendung; der Appenzelerbauer arbeitet auf dem unruhigeren Terrain nur mit Sense, Heugabel und Rechen.) Durchschnittlich rechnet man im Unterland auf einen Ertrag von 90 q Heu, Emd- und Herbstnutzen inbegriffen. In vielen Fällen sind aber die Ställe derart mit Vieh angefüllt, dass fast regelmässig gegen den Frühling zu Heumangel auftritt, namentlich wenn, wie während des Krieges andere, z. B. Kraftfuttermittel, nicht zu annehmbaren Preisen zu Gebote stehen.

Dass der Futterbau sich hierzulande ausserordentlich leicht bewerkstelligen lässt, ist bekannt, denn ausser allfälliger Entwässerung und regelmässiger Düngung erfahren die Wiesen keinerlei besondere Pflege oder Verbesserung. Wiesengräser (und Obstbäume) gedeihen auf dem feuchten lehmigen Moränenboden ausgezeichnet. Nasse Sommer erweisen auch auf den Kies- und Sandböden hohe Futterwüchsigkeit. Zuweilen kommt es aber vor, dass lange sömmerliche Trockenperioden auf letzteren Böden nur magere Ernten liefern, wogegen dann die Lehm Böden der Dürre länger widerstehen.

Zur Erzielung hoher Futterwüchsigkeit wird auf den Wiesen fleissig gedüngt. In erster Linie wird darauf gehalten, dass das Vieh zeitweise, auch mittags zur Ruhe eingestallt wird, um Dünger zu gewinnen; die Verteilung erfolgt vom Stall aus regelmässiger, als wenn er auf der Weide abfällt. An den steilen Halden des Appenzellerlandes gestaltet sich die Vertragung desselben allerdings mühsam. Man bedient sich dort einer Art «Drahtseilbahn», um die «Düngerbennen» zu führen, sonst des Pferdes. Vor der Erstellung der Kanalisationsanlage führten die

Landwirte aus der Stadt St. Gallen viele Tausende von Hektolitern Jauche, zu billigem Preise erhältlich, auf ihre Güter. Die Abwässer und Rückstände aus der jetzigen Kläranlage werden ebenso ausgenützt. Als Naturdünger kommt hauptsächlich noch der Abfall aus den Schweineställen der Käsereien in Anwendung, der zur Aufteilung unter die Genossenschafter gelangt. Kunstdünger wird selten und sparsam benützt.

b) Die Viehhaltung.

Dem Ackerbauer diene das Rindvieh als Mittel für die Düngergewinnung, zur Leistung von Gespannarbeit und zur Produktion von Milch für den häuslichen Bedarf. Die Abfälle der Feldfrüchte halfen zur Viehmast. Der Fleischgewinn kam wiederum in erster Linie dem eigenen Hause zu. Gegenüber der heutigen hohen Viehzahl ist der Viehstand früher viel kleiner gewesen. Immerhin ist anzunehmen, dass unsere Gegend schon im 18. Jahrhundert eine relativ entwickelte Viehwirtschaft kannte, denn jeder Kellnhof war zur Haltung eines Hengstes, eines Stiers und eines Ebers verpflichtet; praktisch waren sie oft nicht da.

Um einen Ueberblick über die modernen Leistungen in der Viehzucht zu geben, habe ich in der Tabelle III im Anhang die wichtigsten Angaben aus der Viehstatistik von 1918 zusammengestellt.

Gemäss den Ergebnissen der eidgenössischen Viehzählung ist der Bestand an P f e r d e n von 1866 mit 683 und von 1918 mit 643 Pferden beinahe gleichzusetzen. Im Appenzellerland war in jener Zeit ein Rückgang der Pferdezahl zu konstatieren, in Trogen von 41 auf 25, in Speicher von 51 auf 15. Als Grund dafür ist die Eröffnung der elektrischen Strassenbahn anzusehen, welche die Fuhrhalterei stark einschränkte. Das war auch seit dem Bahnbau im untern Abschnitt der Fall, jedoch werden dort in neuester Zeit die Pferde in steigendem Masse für landwirtschaftliche Arbeiten, speziell bei der Maschinenverwendung, in Anspruch genommen. In Mörschwil allein stieg die Zahl von 60 auf 127. Diese Ausnützung des Pferdes hat umgekehrt das Hornvieh ausgeschaltet, weil es sich für den Maschinenzug nicht eignet. Ochsen und Kühe spielen dagegen im Bergland noch immer dieselbe Rolle als Zugtier. Der kleine Bergbauer kann sich die Beschaffung eines Pferdes nicht gestatten.

Die Aufzucht von Pferden ist durchaus unbedeutend; höchstens werden Füllen aufgezogen zur Erzeugung von Nachwuchs für den eigenen Betrieb. Die Herkunft der meisten Pferde von den fremden Märkten besagt zum vorneherein, dass ein einheitlicher Schlag fehlt. Vielen jungen Landwirten vermittelt der Kavalleriedienst gute und billige Pferde.

Im Mittelpunkt des heutigen Landwirtschaftsbetriebes steht das R i n d v i e h. Dem Typus nach zählt es zur schwyzerischen Braunviehrasse. Hinsichtlich seiner Beanspruchung ist die Milchproduktion zuvorderst zu nennen. Nur in den appenzellischen Gemeinden hat die Aufzucht von Jungvieh für den Markt in Altstätten noch etwelche Bedeutung. Für den Nachwuchs des eigenen Bestandes wird zwar überall Jungvieh gehalten, aber in nicht genügendem Masse in den untern Gemeinden. Die Herbstmärkte des St. Galler Oberlandes erhalten von dorthen regen Zuspruch. Alpung innerhalb der Gemeindegrenzen ist nur in Trogen möglich, auf der Hinterkreuzalp. Die Höhenlage der appenzellischen Gemeinden macht indessen einen Alpauftrieb weniger notwendig, da das Vieh fast den ganzen Sommer im Freien gelassen wird. Anders für die Talgemeinden, welche fremde Alpen, z. T. von den landwirtschaftlichen Genossenschaften käuflich erworbene, beschicken. Für die Kälbermast wird ein Teil des Milchertrages verwendet. Im übrigen fehlt es, wie bereits betont wurde, der vorherrschenden Wiesenkultur an Futterstoffen, welche eine ausgiebige Mast erleichtern würden. So spielt diese keine grosse Rolle, wie sehr auch Absatzgelegenheiten und gute Fleischpreise in dieser Richtung verlockend wirken.

Ein Vergleich der Anzahl Kühe mit der Stückzahl des Rindviehes weist am besten auf das enge Ziel der Nutzungsart hin und zeugt für den grossen Wert, den man der Milchproduktion beimisst. In Gemeinden wie Mörschwil, Tablat und Rorschach machen die Kühe allein 80 und mehr Prozent des Rindviehbestandes aus, ja selbst in den für die Milchablieferung zu entlegenen Gemeinden sind über 50 Prozent vorhanden, neben den Tieren der verschiedenen Jungviehkategorien. Eine Aufstellung der Totalzahlen der Kühe für die Zählungen 1866, 1911, 1916 und 1918 in der Tabelle IV gewährt zunächst einen Einblick in die enormen Veränderungen innerhalb jener Zeit.

In dieser 52-jährigen Periode erreichen 6 Gemeinden den Höchststand im Jahre 1911, 9 dagegen erst 1916, wogegen durch Entzug von Wiesland zu ackerbaulichen Zwecken und Ausfall an ausländischem Kraftfutter seither ein allgemeiner Rückgang als Folge konstatiert wird. Rorschach erfuhr in dieser Zeit eine starke Verminderung des Viehstandes infolge Verlust an Futterboden durch Ueberbauung. In Bezug auf das Gesamtareal ist aber zu sagen, dass eben um 1866 im Appenzellerlande bereits ein ansehnlicher Viehstand vorhanden war, mithin keine allzu grosse Steigerung mehr erreichbar. Doch ist dieselbe gross in den Gemeinden Tübach (212 Prozent), Mörschwil (114 Prozent) und Horn (104 Prozent). Eine so bedeutende Vermehrung der Viehhaltung kann nicht anders gedeutet werden als dadurch, dass hier der Uebergang zur Graswirtschaft erst in dem

behandelten Abschnitt erfolgt ist. Dies deckt sich vollständig mit Angaben hiesiger Landwirte, welche bezeugen, dass erst um 1870 herum der Ackerbau gänzlich unterdrückt worden ist.

Im ganzen ist unser Gebiet eines der viehreichsten der Schweiz, wie sich aus einem Vergleich in der Betriebsstatistik vom Jahre 1911 ergibt. Es trifft auf 1 km² landwirtschaftliches Areal im Bezirk Rorschach 144 Stück Rindvieh

«	«	Mittelland	165	«	«
«	«	Vorderland	143	«	Rindvieh.

In der Zürichseegegend, im freiburgischen Bezirk Sense, Saane und Glâne werden nur 100 Stück gezählt, in der Schweiz 62.

Gesunde, kräftige und widerstandsfähige Tiere sind ein Ehrenzeichen unserer gut geführten Betriebe und berechtigen den Stolz, den der Bauer auf seine Viehhabe setzt. Das Gewicht und die Milchergiebigkeit haben gegen 50 Prozent zugenommen seit 50 Jahren. Die zwar häufig verheerend auftretende Maul- und Klauenseuche hat oftmals schwere Schädigungen zur Folge und ist ebenso imstande, die Hoffnungen unserer Landwirte zu vernichten, wie ein schlechter Sommer die Kulturen zerstören kann.

Angesichts der einseitigen Betriebsweise der Landwirtschaft ist es begreiflich, dass auf unsern Höfen selten *S c h w e i n e* gezüchtet werden; weder für den Metzger, noch für den eigenen Rauchfang fällt viel ab. Während die Schweine von alters her auf den Hofplätzen ihrer Nahrung nachgingen oder im Walde, sind sie heute zur Stallhaltung verurteilt. Die Zunahme der Schweine von 918 (1866) auf 1814 (1918) ist einzig unter dem Einfluss der Käsereiwirtschaft möglich gewesen. Weitaus die grösste Zahl ist in deren Ställen zu finden, wobei aber gleich bemerkt sei, dass hier neulich wieder ein starker Rückgang eingetreten ist. (Tübach besass 1918 das Maximum mit 100 Schweinen per km² gegenüber bloss 17 im Mittel.)

Eigentlich dürftige Böden, die einen extensiven Weidnutzen für *S c h a f e* bedingen, sind hier so gut wie unbekannt. Wir zählten 1860 321, heute sind es 408 Schafe, eine an sich unbedeutende Zahl. Davon entfallen auf Tablat 178 und Speicher 161. Es handelt sich dabei vorherrschend um die Nutzung von Sportplätzen und Anlagen. Der Rest von 69 Schafen ist so gering, dass die Schafhaltung im übrigen ganz zurücktritt. Neuerdings wird Wolle und Fleisch so sehr geschätzt, dass den genügsamen Schafen da und dort die Ausweide der Wiesen überlassen wird.

Den *Z i e g e n* ist das Bergland vorbehalten. Nur ausnahmsweise finden sie sich auf den Bauernhöfen der Niederungen vor, wogegen Nichtbauern gelegentlich 1—2 Stück halten, so die Eisenbahnwärter, um im abgelegenen Tobel der Mühe des Milchzutragens enthoben zu sein. Der appenzellische Kleinbauer nimmt aber

gerne ein paar «Geissen» zu der oder den Kühen. Ihre Gesamtzahl ist aber von 1913 (i. J. 1866) auf 498 Stück (1918) zurückgegangen. In Berglagen trifft es 8—13 Stück pro km², im untern Gebiet bloss 3—4 nach der Gesamtfläche.

Im Gegensatz zu den vielseitigen Betrieben in Ackerbaugebieten finden wir bei unsern Milchbauern auch wenig Kleinvieh an. Mit der Bienenzucht beschäftigen sich weit mehr die Nichtlandwirte, wenngleich ihr Wert für die Obstkultur einleuchtend ist. Dasselbe gilt vom Geflügel, dessen Zucht mit dem Körnerbau leichter zusammenging. Auch Kaninchen werden wenig gehalten, während man in St. Gallen und Vororten ca. 3000 Stück zählt bei Nichtlandwirten.

c) Die Milchwirtschaft.

Butter und Käse wurden im Hausbetriebe schon in frühen Jahrhunderten hergestellt. Käsereibetriebe, in welchen Butter und aus der Magermilch Käse produziert wurde, bestanden hier zweifelsohne bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Der Einzug der Emmentalerkäsefabrikation fällt mit dem Uebergang zur reinen Graswirtschaft zusammen. Um 1850 liessen sich Emmentaler hier nieder und errichteten die «Sennhütten» als Dorfkäsereien im Fürstenlande, deren Betrieb in der Folgezeit nach und nach von einheimischen Leuten übernommen wurde, nachdem der Wohlstand der Käser dazu angeregt hatte. Anfangs wurden im Sommer fette, im Winter magere Käse gemacht; allmählich ging man dazu über, auch im Winter Fettkäse zu verarbeiten, da diese eine wesentlich höhere Ausnutzung der Milch gestatten. Die Butterproduktion musste darunter leiden und ging fast zurück, bis zum Aufkommen der Zentrifugenmolkereien in den 80er Jahren. Der steigende Konsum brachte es mit sich, dass gegen 1900, sowohl Butter wie Käse, hauptsächlich dem Bedarf innerhalb der Gemeinden genügen mussten, bei tunlichster Abgabe dieser Erzeugnisse auf den st. gallischen Markt, neben der Ablieferung von Konsummilch in die Städte und Industriezentren.

Die Käsebereitung erfolgte ursprünglich auch hier, länger noch aber im Appenzellerland und in Eggersriet, im Bauernhause. Dann wurden überall eigene Käsereigebäude erstellt. Charakteristisch für das jugendliche Alter derselben ist der typische Backsteinbau, von gleicher nüchterner Art, wo immer Genossenschaften die Gründung veranlasst haben. Die Zahl der heute noch bestehenden Privatkäsereien ist nur gering. Auch sie sind zum grössten Teil in ähnliche Betriebsverhältnisse gewiesen worden.

In den Genossenschaftskäsereien wird restlos, abgesehen vom eigenen Bedarf der Bauernfamilie, der ganze tägliche Milchertrag

morgens und abends eingeliefert. Das nach der Ausmessung an die Milchbezüger der Ortschaft verbleibende Quantum gelangt zur Verarbeitung. Beträchtliche Mengen werden aus den eigentlichen Ueberschussgebieten per Wagen in die nächsten Verbrauchsorte geführt. Aus dem Flachlande gingen zeitweise grosse tägliche Sendungen nach Zürich und Basel. Nach der Käserei-statistik des Kantons St. Gallen vom Jahre 1908/09 gelten für die Genossenschaftskäserei im Dorf und die Privatkäserei in Horchental bei Mörschwil folgende Zahlen:

	eingelieferte Milch	davon verarbeitet	verkauft
Dorf	6641,83 Kiloztr.	5187,83 = 78 %	1454,00 = 22 %
Horchental	2442 „	2204,90 = 90,3 %	237,10 = 9,7 %

In der erstern war gemischter Käsereibetrieb, die zweite fabri-
zirierte Fettkäse. (Die bezügliche Zahl des Schweinebestandes
war 200, bzw. 80.) In der gleichen Gemeinde führten damals
5—6 Milchhändler ein erhebliches Quantum nach St. Gallen; die
genaue Zahl ist mir nicht zugänglich.

Man erkennt daraus die Produktionskraft der Milchwirtschaft
zu dieser Zeit. An frischer Milch, Butter und Käse bestand wahr-
lich kein Mangel. Wie anders kam es 10 Jahre nachher, als
kriegswirtschaftliche Vorschriften die zwangsmässige Versorgung
der städtischen und industriellen Verbrauchszentren diktierten.
Indessen lasse man nicht ausser acht, dass eben unser Gebiet
keine geschlossene Wirtschaftseinheit darstellt. In unser Gebiet
greift die Nachfrage nach Konsummilch von aussen her von zwei
Seiten ein, einmal von der Stadt St. Gallen und dann von Arbon
her, abgesehen vom Platze Rorschach. St. Gallen verbraucht
heute nahezu 60 000 Liter, Rorschach etwa 10 000 Liter Konsum-
milch.

Würde man den durchschnittlichen Milchertrag einer Kuh auf
8 Liter per Tag (3000 Liter per Jahr) ansetzen, so ergibt sich
als Tagesproduktion:

Für 1911 von 7732 Kühen 61 856 Liter (für 59 441 Einw.)

Für 1918 von 7039 Kühen 56 312 Liter (für 53 999 Einw.)

d. h. in beiden Zeitpunkten eine Verbrauchsmenge von ca. 1 Liter
pro Kopf der Bevölkerung, unter der Voraussetzung, dass kein
Milchabtransport nach aussen stattfindet und keine sonstige
Verwendung, oder dann in gleichem Betrage.

Tatsächlich ist damit zu rechnen, dass für die nächsten
Jahre, besonders im Winter, da ja immer die Milchergiebigkeit
nach dem Aufhören des Weidanges abnimmt, die abgelieferte
Milch schlankweg dem Konsum als frische Milch überlassen wer-
den muss. Für die Butter- und Käsefabrikation wird wenig-
stens im Bezirk Rorschach nichts mehr übrig bleiben.

Man beachte, dass, wie Tabelle IV zeigt, die Anzahl der Milchkühe im Vergleich mit der Volksvermehrung seit 1866 wesentlich abgenommen hat, von 206 auf 130 Kühe per 1000 Einwohner des ganzen Gebietes. Die enorme Zunahme bis über 200 Prozent und 570 Kühe per 1000 Einwohner in Untereggen und ähnliche Steigerung andernorts vermag dagegen nicht aufzukommen. Die relative Abnahme in volkreichen Gemeinden wie Rorschach, Tablat und Goldach ist allzu gross.¹⁾

d) Der Obstbau.

Der reiche Nährgehalt des tiefen Moränenbodens und die relative Hagelsicherheit unterstützten mächtig das Bestreben zur Verbreitung des Obstbaues in der Zeit des Ueberganges zur Graswirtschaft. Auf den Aeckern waren die Bäume nicht gern gesehen, während sie auf der Grasfläche nicht stören, höchstens bei der modernen Maschinenverwendung zu den Erntearbeiten. Sie gestatten aber eine erhöhte Nutzung desselben Grundstückes. Die Prosperität der Obstkulturen setzte indessen erst in den letzten Jahrzehnten ein. Es bedurfte, nachdem die Platzfrage gelöst war, noch der Ausbildung geeigneter Sorten, der Kenntnis der Baumpflege und Düngung, der Bekämpfung der Schädlinge und einer rationellen Obstverwertung.

Der Obstbau war hierzulande früh bekannt. Zur Pflanzung kam zunächst die Allmend in Betracht. In Steinach wurde z. B. das ursprünglich unumschränkte Recht später auf 100 Bäume normiert, die jeder pflanzen durfte. «Das heruntergefallene Obst war aber Gemeingut, gehörte dem, der es auffas, weshalb man in stürmischen Nächten mit der Laterne hinausging, um das Obst zusammenzulesen, aus Furcht, es könnte ein Fremder unter den eigenen Bäumen das Sammeln besorgen», schreibt Engensperger (No. 20, S. 8).

Durch den landwirtschaftlichen Verein von Appenzell-A.-Rh. wurde im Jahre 1913 eine gründliche Obstbaumzählung (No. 91) vorgenommen. Eine solche vom Kanton St. Gallen von 1886 ist veraltet. Dagegen verdanke ich Herrn H. Gräff, Landwirtschaftslehrer am Custerhof in Rheineck, wertvolle Auskunft über die Obstbauverhältnisse des untern Gebietes auf Grund einer von Herr Landwirtschaftslehrer Peter (ehemals daselbst) geleiteten Schätzung der Obstbäume im Kt. St. Gallen von 1900. Er beziffert die Anzahl der Obstbäume verschiedener Sorten auf ca. 45 Stück per ha landwirtschaftlich benützten Boden. Indessen erklären nach Befragen alle hiesigen Landwirte, dass seither sehr viele neue Pflanzungen erfolgt sind. Kontrollversuche in Steinach

¹⁾ Der Frühling 1922 brachte indessen auch hier eine landwirtschaftliche Krise im Gefolge der «Milchüberschwemmung» in der ganzen Schweiz, mit Sinken der Milch- und Viehpreise.

und andern Gemeinden haben ergeben, dass in unserm eigentlichen Obstbaumwalde ca. 60 Bäume auf 1 ha entfallen. Im appenzellischen Teil ist die Dichte, wie allgemein bekannt, viel geringer, da, wie ein Blick über die Landschaft zeigt, immer nur kleine Gruppen von Bäumen bei den Häusern sich vorfinden. Die Zählung weist ca. 13—15 Stück auf für die Gemeinden Speicher, Trogen und Rehetobel, 12 für Grub und für Wald die kleinste Anzahl von 6, entsprechend einer Höhenlage bei 900 bis 1080 m.

Auf eine Bemerkung des Herrn Schiess in Trogen, der die Freundlichkeit hatte, mir einige Aufklärung über die appenzellischen Obstbauverhältnisse zu geben, möchte ich noch besonders aufmerksam machen. Er schreibt, «dass es als sicher gelten kann, dass fast alle Obstsorten, die als st. gallisches Obstsortiment gelten, auch in fast allen Gemeinden von Ausserrhoden gut gedeihen; Trogen beherbergt dasselbe schon lange». Die appenzellischen Obstbäume haben jedoch unter der Ungunst der Witterung sehr viel zu leiden. Die Bäume der untern Region sind schöner und voller entwickelt, kräftiger in ihrer Erscheinung und werfen höhere Erträge ab.

Die Mehrzahl der Bäume kommen dort freistehend auf den Wiesen vor. Im Appenzellerland sind dagegen die Spalier- und Zwergobstbäume, die in den Gärten gehalten werden, verhältnismässig zahlreicher. Bezeichnend für den verschiedenen Charakter der Höhenstufen ist auch das stärkere Vorherrschen der Apfelbäume in den höhern, der Birnbäume in den niedern Lagen (auf der tiefgründigen Moräne). Die neuere systematische Sortenwahl berücksichtigt vom Kernobst die wertvollen Apfel- und Birnsorten für Tafelware und Mostobst. In der Sortenzucht für Mostobst war man bisher noch wenig anspruchsvoll. Neben den Kernobstbäumen tritt das Steinobst stark zurück, trotzdem wenigstens im Schutz der Häuser gute Entwicklungsmöglichkeiten bestehen. Zwetschgen- und Kirschbäume sind in annähernd gleichem Verhältnis anzutreffen, jedoch in viel zu geringer Zahl, als dass davon die Märkte der nächsten Städte genügend versorgt werden könnten.

In der Obstverwertung steht die Mostbereitung an erster Stelle. In den Gemeinden des Bezirkes Rorschach hat fast jeder Bauer seine eigene Mostereieinrichtung. Die Hauptabnehmer für dieses Gebiet sind die Wirtschaften und namentlich in jüngster Zeit viele Private in St. Gallen und Rorschach. Die Appenzeller Gemeinden haben noch keinen Ueberschuss zu verzeichnen, im Gegenteil noch Einfuhr notwendig. Heute wird immer noch mehr auf Quantität als auf eine feine Qualität hingearbeitet. Damit ist aber nicht gesagt, dass es nicht auch Landwirte gebe, die vorzüglichen Apfel- oder Birnensaft in den Handel bringen.

Darunter versteht man den reinen Obstwein, wogegen dem «Most» noch der zweite Abdruck der Pressrückstände beigemischt wird. Als tüchtigste Lieferanten sind im allgemeinen die Genossenschaftsmostereien zu nennen, deren es z. B. in Horn eine gibt. Sie erzielen durch sorgfältige Behandlung des Obstes, durch gute Lagerung etc., bessere Erfolge. Dem Bauer liegt oft zuviel daran, Obst und Most rasch zu verhandeln, um aus dem Barerlös grössere Anschaffungen machen zu können, wogegen das monatliche Milchgeld mehr für die laufenden Ausgaben bestimmt ist.

Auch frisches Obst kommt massenhaft auf die nächsten Märkte oder wird per Bahn ausgeführt. Dauerhafte Mostäpfel wurden vor dem Kriege waggonsweise nach Stuttgart, Köln und Düsseldorf, an dortige Apfelweinfabrikanten, verschickt. Der Obstverkehr nimmt infolge reicher Ernten sehr bedeutenden Umfang an; dabei ist das Tafelobst weniger beteiligt am Fernverkehr. Für den Privatbedarf werden, wie von alters her, Aepfel und Birnen an der Luft oder auf dem Ofen getrocknet und gedörst. Im ganzen aber bleibt neben der Verwendung im eigenen Haushalt weitaus die grössere Menge an Obst und Most für den Verkauf frei und es ist daher der Obstbau als eine sehr ergiebige und geschätzte Einnahmequelle zu bezeichnen.

Abschliessend seien noch einige Bemerkungen über die jetzigen Besitzverhältnisse und Betriebsgrössen beigefügt.

Was der Bauer heute bewirtschaftet, ist grösstenteils sein unmittelbares Eigentum. Pachtgüter sind sehr wenige vorhanden (Beispiele: Hof Watt in Mörschwil (41 ha) und einige andere Grossgüter, vielfach Landsitze in der Seenähe, z. T. uralte Gutshöfe).

Die durchschnittliche Betriebsgrösse habe ich durch Rechnung ermittelt und in Tabelle V dargestellt. Nach den Durchschnittswerten für die einzelnen Gemeinden ergibt sich, dass die kleinsten Güter mit 2,7—3,8 ha in den appenzellischen Gemeinden und in Eggersriet, wo topographische Gründe massgebend sind, sich vorfinden. Im übrigen bewegen sich die Flächenmasse zwischen 5 und 9 ha. Der mittlere Durchschnitt liegt bei 4,62 ha; es wären demnach die Güter immerhin grösser als im Mittel des Kantons St. Gallen und Appenzell-A.-Rh.

Auf Zwergbetriebe mit 0,5—3 ha landwirtschaftlich benutzter Fläche entfallen vom landwirtschaftlich benutzten Boden

im Bezirk Rorschach	5,1—10 %
« « Mittelland	15,1—25 %
« « Vorderland	25,1—49,8%

Diese Güter vermögen eine Familie nicht voll zu beschäftigen und zu ernähren. Sie finden sich denn auch in der Verbreitungszone der Hausindustrie, wo diese Neben-, in vielen Fällen sogar die Haupterwerbsquelle ist.

Die grossen Mittelbauernbetriebe mit 15,5—30 ha landwirtschaftlich benutzter Fläche nehmen vom gesamten landwirtschaftlich benutzten Areal ein:

im Bezirk Rorschach	10,5—15%
« « Mittelland	10,5—15%
« « Vorderland	5,1—10%

Ein Erfassen der Betriebsgrösse ist auch möglich an Hand der Anzahl der in den Betrieben beschäftigten Personen. Wiederum zeichnet sich die Seegegend, besonders aber Mörschwil, aus durch die grosse Zahl von 3,7 oder rund 4 erwerbstätigen Personen auf 1 Betrieb. Damit sind die Frauen und Kinder nicht eingerechnet. Obwohl erstere die Landwirtschaft nicht als Erwerbstätigkeit in der Statistik angeben, arbeiten sie zur Sommerszeit tüchtig mit. (Die Schulkinder bekommen in den bäuerlichen Gemeinden extra Heu- und Emdferien und verbringen die Herbstferien mit Obstsammeln und Viehhüten.)

Ebenso drastisch sind die Zahlen, welche den Bestand an Kühen auf die Gesamtzahl der Betriebe verteilt, ausweisen. Hier erreicht nicht etwa Tübach, welches die relativ höchste Zahl von Kühen besitzt, das Maximum, sondern wiederum Mörschwil mit 10 Kühen auf die Einheit. Wie immer, so macht Eggersriet auch diesmal die Uebereinstimmung mit appenzellischen Verhältnissen geltend. (Vergleiche die Tabelle V im Anhang.) Die Kleinheit der Betriebe in den höher gelegenen, topographisch stärker gegliederten Gebieten, gegenüber der relativ viel bedeutenderen Ausdehnung im Flach- und Hügellande, spricht aus allen Zahlen.

Die Geschlossenheit der kleinen Betriebe äussert sich überdies in der geringen Bodenparzellierung. Auf 1 Betrieb entfallen durchschnittlich

im Bezirk Rorschach	3—5 Parzellen
« « Mittelland	1—3 «
« « Vorderland	1—3 «

Von Güterzersplitterung kann man auch im Bezirk Rorschach nicht sprechen. Indessen fehlt es gleichwohl nicht an Gütern, die eine viel stärkere Zahl von zerstreut liegenden Parzellen besitzen. In diesen Fällen handelt es sich meistens um die Besitzeserweiterung durch Hinzukommen eines entfernt gelegenen, vorher selbständigen Gutes, sei es durch Kauf oder durch Erbschaft. Gewöhnlich werden aber solche Betriebe immer wieder neu besetzt und als gesonderte weitergeführt, oder auch geradezu

zur Arrondierung bestehender Güter benützt. Der Austausch von Wiesland begegnet in der Regel weniger Schwierigkeiten, weil der Futterwachs die Böden weniger unterschiedlich macht als der Ackernutzen.

Man erkennt unschwer aus diesen Beziehungen eine Folge der Ansiedlungsart. Dem eng umschriebenen Einzelhof als Einheitsfläche steht im Weiler eine Gruppe von noch relativ zusammenhängenden Grundstücken gegenüber. Immerhin liesse sich in den vormals dem Ackerbau stark unterworfenen Fluren eine solch geringe Zerstückelung kaum erwarten. Es ist daraus wiederum zu ersehen, dass im allgemeinen eben die Weiler und Höfe, nicht die Dörfer, eigene Wirtschaftsgebiete in geschlossener Form bebauten. Infolgedessen hatte jedenfalls die Aufteilung niemals einen so hohen Grad erreicht, wie in typischen Gewanddorffluren.

So stellen denn unsere Bauerngüter wie in allen Graswirtschaftsgebieten hinsichtlich der Anlage von Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden und deren Beziehung zu den Grundstücken eine strenge Einheit dar.

Für die A r e a l v e r t e i l u n g verweise ich auf die Tabelle I im Anhang und die nachstehenden Zahlenwerte:

Der landwirtschaftliche Boden nach der Benutzungsart (1905)
(In % des landwirtschaftlich genutzten Areals)

Bezirke	Ackerland		Wiesland	Weide- land	Garten- areal	Rebland	Wald m. Lwt. ver- bunden	Streue- land
	im gesamten	spez. Ge- treideland						
Mittelland	0,01	—	69,30	10,17	0,06	0,02	15,37	5,04
Vorderland	0,15	—	78,16	2,51	0,04	0,21	16,77	2,16
Rorschach	0,64	0,22	85,18	1,35	0,19	0,31	11,08	1,24

Laut erhaltener Mitteilung vom Eidgen. Statistischen Bureau ist das Urmaterial der Betriebszählung von 1905 bereits vernichtet; dieses allein hätte über sämtliche Gemeinden Auskunft geben können betreffend den Anteil der einzelnen Kulturen am produktiven Boden. Die obige Statistik (aus No. 93) gibt leider nur die bezirksweise zusammengezogenen Werte. Die einzelnen Angaben der Katasterbücher, wo die Vermessung überhaupt schon durchgeführt ist, könnten natürlich besseren Aufschluss über die tatsächlichen Verhältnisse geben, doch ist jenes Material nirgends in brauchbarer Weise verarbeitet.

Da es sich aber lediglich um Vergleichswerte handelt, führe ich oben nur die prozentualen Anteile der verschiedenen Klassen des Kulturlandes an. Die Bedeutung der Graswirtschaft findet ihren Ausdruck in der hohen Ziffer von 80 Prozent Wies- und Weideland (zusammengerechnet) für den appenzellischen Teil und 87 Prozent für den st. gallischen, bzw. thurgauischen, wo die Verhältnisse nicht abweichen.

II. Die Forstwirtschaft.

Es ist einleuchtend, dass die Holzpflanzen ursprünglich in unserm Berg- und Hügellande eine sehr starke Verbreitung aufweisen konnten. In den Chroniken des Klosters St. Gallen ist anfänglich des öftern von der Waldwildnis an der Steinach und von ihrem Wildreichtum die Rede und es wurde auch mitgeteilt, dass unser Gebiet ursprünglich dem sogen. Arbonerforst zugehörte. Der Name soll aber nicht dazu verleiten, anzunehmen, dass das ganze Goldachtal und was sonst noch dazu gerechnet wurde, damals ein lückenloses Waldland darstellte.

Ohne das Zutun des Menschen bestanden von jeher grössere und kleinere Lichtungen. An sumpfigen Stellen konnte z. B. nie ein Hochwald aufkommen. Eine Moorvegetation bekleidete diese Flächen, deren es nicht wenige gab und noch gibt. Die Landschaft zeigte also einen Wechsel zwischen Wald, sauren Rietwiesen und natürlichem Weideland auf kargem Boden. Durch die Rodungsarbeit des Menschen ist alsdann immer mehr Waldland in einträglicheres Wies- und Weideland, namentlich direkt in Ackerland übergeführt worden.

Zahlreiche Ortsnamen¹⁾ geben einen Hinweis auf die einstige Verteilung der wildwachsenden Pflanzen und insbesondere auf die vollzogene Rodung. Da sind z. B. zu nennen: Wald, Brettwald in Wald, Ob dem Holz in Rehetobel und Ratholz in Trogen. Harzbüchel in Tablat erinnert an einen früheren Nadelwald. Kaien in Rehetobel bedeutet einen gehegten und gepflegten Wald. Auf einzelne Bäume oder kleine Bestände weisen Namen hin wie Schachen (Tablat), auch Hord (Grub). Eine Wiese bei Goldach heisst «Im Sängen». Der Name ist jedenfalls auf das Niederbrennen des Waldes zurückzuführen, oder auf das auch von andern Orten her bekannte zeitweilige Sengen der strauchartigen Pflanzen, bevor bei extensiv betriebener Brandwirtschaft eine als Weide benutzte Fläche wiederum unter den Pflug genommen wurde. In Horn gibt es ein Holzrüti und eine Reutiwiese; durch Abhacken der Stämme wurde das Land urbar gemacht. Rüti und Riet (welch letzteres vielfach dasselbe bezeichnet) sind zahlreich an den Abhängen der Randhügel und im Appenzellerlande selber. Das Grütli (Tablat) und das Birt (birüti) in St. Georgen entsprechen derselben Nomenclatur. Wo zum Abholzen zwecks Erleichterung der Arbeit das Feuer mithilfe oder wenigstens das Holz angesichts des geringen Wertes bei grossem Holzreichtum an Ort und Stelle verbrannt wurde, um die Asche als Dünger über den Neubruchboden auszuwerfen, sind die Schwendi-Namen zu suchen. Sie finden sich neben den Vorgenannten und in ebenso grosser Zahl. Die Namen Brand (Untereggen) und Brändli (Trogen) halten allein die Zerstörung durch Feuer fest. Stocketen sind Waldniederlegungen durch einfaches Abhacken der Stämme über dem Erdboden, ohne weitere Ausrottung der Wurzeln oder fortschreitende Urbarisierung des Bodens. Durch natürliche Berasung bildete sich so die Stockwies (Eggersriet). In gleicher Weise wurden die Oertlichkeiten Würzer (Rehetobel) und Würzwallen (Eggersriet) gerodet. Durch das Stehenbleiben der Wurzelstöcke entstanden die vielen kleinen Buckel mit dazwischenliegenden Gruben, den Typus einer Schneefleckenlandschaft darstellend bei der Schneeschmelze.

¹⁾ Ueber die Ortsnamen hiesiger Gegend findet sich manche Aufklärung in No. 24, S. 271-307, Stucki: Abschnitt Ortsnamen.

Die umfangreichen Waldrodungen früherer Jahrhunderte dezimierten die einstigen «Urwaldbestände» weit mehr als die nachmalige Beschaffung von Holz für Bau- und Brennzwecke. Aus dem Gegensatze zwischen der stetigen Verkleinerung der Waldfläche durch neue Siedlungsgründungen und dem Steigen der Holzpreise erwuchsen die ersten Anregungen zu einer positiven erfolgreichen Waldwirtschaft, die nicht nur die Nutzung regelte, sondern auch die Wege wies, wie die Schonung und Vermehrung der Bestände durch Einsatz ertragreicher Arten und besondere Pflege einzuleiten sei. Solche Massnahmen stammen schon aus dem 13.—16. Jahrhundert. Die Aufsicht seitens des Staates ist ein Kulturfortschritt des 19. Jahrhunderts. Der Kanton St. Gallen erhielt im Jahre 1809 den ersten Forstinspektor. Die älteste st. gallische Forstordnung datiert aus dem Jahre 1837. Die Veranlassung dazu gaben die Uebernutzung und schonungslose Ausbeute der Wälder in der unmittelbar vorangegangenen Zeit.

Die Wälder hatten länger als Wiese und Weide der Einordnung in Privatbesitz widerstanden. Um 1800 herum kam auch diese. Der freie Holzhandel verwüstete darnach die Privatwaldungen und legte ganze Bestände nieder, die meistens später wieder aufgeforstet wurden. Ueberhaupt war der Holzverbrauch verhältnismässig gross geworden in Zeiten reger Bautätigkeit. Eine Einschränkung konnte dann aber erzielt werden durch vermehrte Anwendung des Mauerwerkes anstatt des reinen Holzbaues, sowie durch die Verbesserung der früher nimmersatten Oefen, wie durch Verwendung von Torf und Kohle zum Hausbrand. Im Appenzellerland klagte man auch über zu starke Abnahme der Wälder wegen der Ausnützung der Stämme zur Erstellung von Hecken und empfahl daher die Einführung der sog. «Lebhäge» oder Staudenhecken, die billiger sind und weniger Arbeit erfordern als die stets flickbedürftigen umfangreichen Stangenzäune, womit die Berggütchen umzogen sind.

1. Arealverhältnisse.

Ueber die Verbreitung des Waldes im 17. und 18. Jahrhundert stehen nur vereinzelt Auskünfte in den urkundlichen Wirtschaftsplänen des Klosters St. Gallen zur Verfügung, welche aber nicht das ganze Gebiet betreffen. Immerhin scheint darnach der Waldbestand schon nahezu auf die heutige Fläche zurückgegangen zu sein. Die «Eschmannsche Karte» von 1840 (No. 106) gibt gleichfalls ein ähnliches Waldbild an wie die Siegfriedkarte. Allerdings macht es sich bemerkbar, dass besonders die Bachtobel an der obern Goldach ausserordentlich kahl erscheinen. Kleinere Verschiebungen in den Waldumrissen sind übrigens auch in den letzten Jahren keine Seltenheit.

In der Tabelle I habe ich die Grösse des Waldareals nach der Arealstatistik von 1912 (No. 84) angegeben. Die gesamte forstwirtschaftlich benutzte Fläche nimmt 24,68 Prozent des produktiven Bodens in Anspruch. Der Anteil ist somit grösser als im Kt. St. Gallen oder Appenzell-A.-Rh. oder in der Schweiz. Es ist hiebei zu bemerken, dass infolge der Ausnützung der steilwandigen Tobel viel an produktivem Boden gewonnen wird. Aber unter den einzelnen Gemeinden ergeben sich grosse Unterschiede hinsichtlich ihres Waldanteils. Innerhalb der Gemeindegrenzen von Rorschach steht gar kein Wald. Tübach besitzt weniger als 1,8 Prozent, Steinach nur 3,2 Prozent und Horn einen «Bürgerwald», welcher 4,16 Prozent des produktiven Landes misst. Diesen stehen Untereggen, Eggersriet und Trogen als walddreichste Gemeinden gegenüber; letztere zählt sogar 49,55 Prozent, also die Hälfte Waldland. Man erkennt aus dieser Verteilung sehr leicht die Anpassung an die natürlichen Verhältnisse.

Der Wald gibt stets gleichartigen Stellen unserer Landschaft einen besonderen Charakter. Er überdeckt im allgemeinen die schattigen Nordhänge und kleidet die tiefen Tobel aus. Südlich von Trogen begnügt er sich mit den bodenarmen steilen Nagelfluhwänden und magern Sandböden. Kahlheit der Südhalden ist nicht bloss eine Eigentümlichkeit unseres Gebietes. Dafür tritt aber die relative Waldarmut gegenüber dem übrigen Appenzellerland und Toggenburg auf den Rücken und Gräten z. T. stark in Erscheinung. Einzig der allseitig dem Wind ausgesetzte Kaien ist stärker bewaldet. Wald finden wir also auf nassem, kühlem und schattigem Boden, an steilen und unzugänglichen Stellen, die eine andere Bebauung erschweren oder wegen dünner Bodenkrume gar verhindern würden. Hier ist sogar absolutes Waldland. Demnach ist die Verteilung bald gleichmässig, bald ungleichmässig, je nach dem Wechsel von Bodengehalt und Böschung. Bedingte Waldböden, d. h. Areale, welche die Walddecke rechtfertigen durch das Verhältnis des Holzpreises zu den landwirtschaftlichen Produkten, die Entfernung vom Absatzorte usw. sind eigentlich in unserem Gebiete nicht vorhanden. Einzig der auf ebenem Grunde stehende Bürgerwald von Horn könnte etwa angeführt werden; doch diente er, wenigstens früher, als Schutz gegen Ueberschwemmungen der Goldach.

Zur Rodungszeit scheint man die Schutzwirkung des Waldes gegen Sturmwind, Rutschung etc. nur in geringem Masse bedacht zu haben. Zum Schaden der Kulturen und der Siedlungen wurde oft allzu rasch und gründlich entwaldet, auch noch im letzten Jahrhundert, wenn gerade gute Holzpreise dazu veranlassten. Wo aber der Wald kahl geschlagen wurde, ist nicht überall und namentlich nicht immer mit gleich gutem Erfolg auch wieder aufgeforstet worden. Heute allerdings nimmt man bessere Rücksicht auf die Terrainverhältnisse.

Für Neuaufforstungen grösseren Stils besteht heute keine Veranlassung, nachdem auch die letzte Parzelle sich mit Vorteil für den intensiven Futterbau verwenden lässt. Jungwaldbestände werden höchstensfalls auf abgelegenen Wiesenflächen inmitten der Wälder aufgezogen. Das starke Vorherrschen der Rottanne lässt da und dort den Schluss zu, dass in jüngerer Zeit an rutschgefährlichen und steilen Tobelpartien dieselbe einen Platz gefunden hat, wo im Uebereifer entwaldet wurde. Im dichten Siedlungsnetze ist aber für eine namhafte Wiederbewaldung sowieso kein Raum. Das Kulturland verträgt keine weitere Verkleinerung mehr, eher bestünde in der Region der Einzelhöfe die Absicht, die Waldbestände zu vermindern.

2. Holzartenbestand.

Wer einen Blick wirft über die winterliche Schneelandschaft, der erkennt im schwarzen und fernab blauen Ton der Berge und Hügel die Tannenwälder. Ihnen stehen gegenüber die Laubholzbestände, die im herbstlichen Farbenreichtum der Blätter unsere Tobel zieren. Auf den Anhöhen sind die Laubbäume seltener. In den verborgenen Tobeln sind übrigens meistens Mischwälder anzutreffen. Reine Laubwälder finden sich nur an wenigen Oertlichkeiten mit ganz geringem Ausmass. Dagegen machen die Nadelholzbestände laut Mitteilungen aus forstlichen Berichten ca. 80 Prozent des gesamten Waldareals aus.

Die düstere, nordische Fichte passt sich den schattigen, teils feuchten Hängen ausserordentlich gut an. Man begegnet reinen Fichten- oder Rottannenbeständen von 20, 30—50 Jahren. Die Anspruchslosigkeit in Bezug auf den Boden und auf die Pflege lassen diese Art namentlich da aufkommen, wo rasch wieder Jungwald nachwachsen soll, da sie eine rasche Holzentwicklung zeigt. Ihre grosse Verbreitung verdankt sie also dem Eingreifen des Menschen. — Die Weisstanne kommt nicht in eignen Beständen vor. Sie findet sich häufig eingestreut in die Mischwälder, soweit darin etwa die Nadelhölzer noch vorherrschen. Zahlreicher ist die Föhre anzutreffen. Den Höchsterwald zeichnen einige Ueberhälter aus, die den jüngern Bestand weit überragen. Lerchen und Arven haben Eingang gefunden in den Berggegenenden.

Auf der Eidgen. Versuchsanstalt im Witenholz (im SO der Gemeinde Goldach) wurden im Jahre 1855 Weimutskiefern angepflanzt. Es ergab sich ein bedeutend grösserer Holzwuchs als in Rottannenbeständen und ein hoher Wert hinsichtlich der Qualität des Holzes. Der ganze Bestand ist nun aufgebraucht worden. Auch mit Kastanien und Akazien wurden Versuche angestellt, desgleichen mit Kiefern. Die genannten Bestände sind jetzt grösstenteils verbraucht (Mitt. von Hrn. Revierförster Schnetzer in Goldach).

Von den Laubhölzern sind vor allem die Buchen weit verbreitet. Sie finden sich zahlreich in allen Tobelwäldern, daneben

Eichen, Eschen und Ahorne; Erlen und Ulmen sind in geringerer Zahl vorhanden.

3. Nutzungsweise.

Seit 15 Jahren ist die Naturverjüngung wieder beliebter. Dieselbe ist namentlich für die eigentlichen Schutzwälder wichtig. (Nach dem Bundesgesetz von 1906 sind alle unsere Wälder als solche erklärt und müssen daher in ihrem Umfange erhalten bleiben.) Die weitere Nutzung erstreckt sich daher ausschliesslich auf die Verwendung des natürlichen Holzertrages. Wenn Bäume gefällt werden, sind ebensoviele wieder nachzuziehen.

Die ausgedehnten Staatswälder von Landegg bis Martins Tobel werfen auf einer Fläche von 71 ha durch Ausfällen 220 Kubikmeter Hauptnutzen ab, abgesehen von der Zwischennutzung durch Bezug von Latten und Stangen. Langholz für Bau- und andere Zwecke wird verhältnismässig wenig gewonnen. Weitaus die grösste Holzmenge wird als Brennholz an die einheimischen Konsumenten abgegeben, sei es in Form von Reiswellen oder als Spaltenholz. Für Bauholz zu Balken und auch für die Herstellung von Brettern wird meistens fremdes Holz eingeführt.

Die einseitige Nutzungsweise liegt zum Teil in dem Fehlen oder spätern Hinzukommen einer grosszügigen Durchforstungsmethode begründet. Heute stellt der Revierförster für die Gemeinde- und Korporationswaldungen einen Wirtschaftsplan auf, in welchem die jährlich zu gewinnende Holzmenge festgesetzt wird. Von ihm wird auch das über 50 Jahre alte Holz gemessen und eingeschätzt, sowie alle 10 Jahre eine Revision ausgeführt. In den Privatwaldungen wird neustens auch nach den Weisungen des Försters ausgeholt.

In den Tobeln ist schon wegen der Steilheit der Böschungen und oft absoluter Unwegsamkeit eine rationelle Nutzungsweise ausgeschlossen. An unzugänglichen Stellen ist die Holzabfuhr ebenso erschwert wie eine zweckmässige Anpflanzung. So erfolgt denn die Ausforstung hier in recht mangelhafter Weise. Der hierorts stehende Privatwald bietet meist das Bild einer typischen Anhäufungsflora, eines Auslebens der widerstandsfähigen Arten. Die Unmasse des Unterholzes dient zu Brennzwecken. Die Stämme ergeben selten Bauholz. Selbst dort, wo die Wegverhältnisse künstlich verbessert worden sind, was übrigens für Private sehr kostspielig ist, ändert sich der Waldcharakter noch wenig. Immerhin findet man daselbst Mittelwaldbetriebe, wo der Bauer nach alter Weise wirtschaftet, ohne die Produktionskraft voll zu verwerten. — Eine qualifizierte Betriebsweise zeichnet die Gemeinde- und Korporationswaldungen, vorab den Staatswald aus. Der Umstand, dass diese in der Regel in günstigeren Lagen sich ausbreiten, ermöglicht schon deshalb eine bessere Pflege. Abgesehen von gelegentlich prachtvoll ausgewachsenen

Exemplaren, welche zwar den Tobelwäldern nicht ganz fehlen, begegnet man hier erstmals einer eigentlichen Hochwaldwirtschaft. Mittelwaldbestände sind aber immer noch in der Mehrheit. Der Uebergang muss erst noch vollzogen werden durch Verlängerung der Umtriebszeit. Die öffentlichen Waldungen erkennt man an der lichtern Art auf den ersten Blick; das Unterholz ist ausgeräumt, die Stämme stehen womöglich in regelmässigen Reihen und Abständen.

4. Grundbesitzverhältnisse.

Der Anteil der öffentlichen Waldungen mit ca. 15 Prozent am gesamten Waldareal ist sehr gering. Daran beteiligen sich der Staat (Kt. St. Gallen mit 7 grossen Waldparzellen von 71,07 ha Fläche am Nordhang des Rorschacherberges und Appenzell-A.-Rh. mit einem arrondierten Waldstück von 20,16 ha in den Gemeinden Wald und Rehetobel) mit nur 3,5 Prozent, die politischen Gemeinden mit rund 4 Prozent und andere Korporationen mit ungefähr 7,5 Prozent. (Mitt. von Forstverwaltungen.)

Die Allmendaufteilung hat meistens die Wälder nach Parzellen den Ortsgenossen als Eigentum zugewiesen, wogegen nach Möglichkeit im Interesse der Bürgerschaft grosse Flächen für die Gesamtnutzung ausgespart wurden. So treten in Eggersriet, Goldach, Rorschach, Rorschacherberg, Tübach und Untereggen die Ortsgemeinden als Waldbesitzer auf, in Mörschwil und Goldach ebenso die Kirchgemeinden. Seltener war die Gemeindeorganisation stark genug, um sich Waldbestände zu sichern, als ein Mittel zum Ausgleich der Armenlasten, so z. B. die 5 appenzellischen, sodann Rorschach und Horn. Die Rorschacher Waldungen liegen im Rorschacherberg, wogegen die Stadtgemeinde Arbon in Steinach Waldbesitz hat.

III. Die Stickerie-Industrie und verwandte Betriebe.

Hier wie anderswo sind infolge der fortschreitenden Mechanisierung der Gewerbe viele ältere untergegangen. Ich erwähne nur die Gerberei (Siedlungsname «Alte Gerbe» in Mörschwil) von allen sonstwie der Landwirtschaft nahestehenden Handwerken. Mit der vor der Baumwollindustrie weit verbreiteten Leinwandfabrikation gingen aus Gründen der ausländischen Konkurrenz zugleich die Stampf- und Oelmühlen ein, wie auch die Seilerei.

Die einstige Bedeutung und die Verbreitung der Leinwandindustrie soll mit einigen Hinweisen dargelegt werden.

In der Stadt St. Gallen unternahmen schon im 12. Jahrhundert geschäftstüchtige eingewanderte Kaufleute den Leinwandhandel und nicht nur die zünftigen städtischen Leineweber, sondern auch die Bauern

der Umgebung beteiligten sich an der Herstellung der Handelsware. Schon damals gab es also eine Hausindustrie und die Landwirte der Gegend lieferten zugleich die Rohstoffe in die Stadt, indem sie Hanf und Flachs anbauten und das neben der eigenen Weberei entbehrliche Quantum selbstgesponnenen Garns an die städtischen Weber verkauften. In St. Gallen war ausserdem die Walke und Bleiche und diese Arbeiten nahmen wie der Handel immer grösseren Umfang an.

In der Folge gelang es zuerst den Appenzellern, sich von St. Gallen unabhängig zu machen und eigene Fabrikation und eigenen Handel zu betreiben. Um 1480 arbeiteten die appenzellischen Webermeister noch für jenen Markt, führten dann aber selber nach den Messen von Nürnberg, Mailand, Wien und Lyon aus. Die um 1537 entstandenen ausserrhodischen Handelsgesellschaften trugen wesentlich zur Hebung der dortigen Produktion bei. Rasch verbreitete sich die Leinweberei über das ganze Ländchen und liess eine immer dichtere Bevölkerung Arbeit und Verdienst finden. Der Kleinbauer arbeitete fortan in jeder Stunde, die ihm der landwirtschaftliche Betrieb übrig liess, am Webstuhle. In der Zeit des wachsenden Erfolges nahm das ganze Ländchen am wirtschaftlichen Aufschwunge Anteil.

Mittlerweile hatte durch die Bemühungen des Abtes Bernhard seit 1595 das Leinwandgeschäft auch in Rorschach Eingang gefunden. Auf eigens hiezu geschenkten Liegenschaften entstanden eine Bleiche und Walke, im Gredhaus wurde die Schau und Bank eingerichtet, der «Truckh» kam vor das Tor. Des Abtes Wappen diente den Waren als Schutzmarke. Er gab Geld und Kredit und legte damit den Grund zum nachherigen Aufblühen der Ortschaft.

Trotz dieser beiden Aussensitze war St. Gallens Stellung gewahrt und in Krisenzeiten, wie im Dreissigjährigen Kriege, tat der Rat daselbst sein Möglichstes, um die eigene Fabrikation zu schützen. Dann hatten Trogen und Rorschach mitunter einen schweren Stand. Böhmen und Schlesien, vor allem aber England, welches die ersten Webmaschinen herstellte, trugen aber mehr und mehr zum Untergange der hiesigen Leinweberei bei. (No. 56, Naef, S. 438 ff.) Um 1836 schreibt ein unbekannter Verfasser in den st. gallischen Neujahrsstücken (No. 58, S. 9), dass das Leinwandgeschäft die Stadt-St. Galler nur noch soweit beschäftige, als die noch dort verhandelte Leinwand, aus der vormals stifts-st. gallischen Landschaft, dem Thurgau und auch aus Schwaben kommend, noch am Platze gefärbt und gebleicht werde. Die Leinweberei hat sich danach als Hausindustrie in jenen Gegenden noch lange erhalten können, denn für den Hausbedarf war die fremde Leinwand noch zu teuer. Der heimische Flachsbaubau ging erst mit dem vollen Verlust des Ackerbaues dahin.

Gründete sich die frühere Leinwandindustrie auf die im eigenen Lande produzierten Rohstoffe und vermochte sie darum eine starke Zuwendung aller dem Landbau übrigbleibenden Kräfte der Bevölkerung zu erreichen, so ist im Zeitalter des entwickelteren Verkehrswesens die ihr Konkurrenz bereitende fremde Baumwolle nicht minder allgemein zur Verarbeitung gelangt. Unter der Führung des Marktes in St. Gallen ist sie zum fast ausschliesslichen Gegenstand industrieller Tätigkeit geworden, abgesehen von den bereits bei den einzelnen Siedlungen erwähnten wenigen Lokalindustrien. Infolge ihrer derart grossen volkswirtschaftlichen Bedeutung und des nachhaltigen Einflusses auf die wirtschafts- und siedlungsgeographischen Verhältnisse unseres Gebietes müssen wir der Behandlung ihres wichtigsten Zweiges, der

Stickerei und der ihr nächststehenden Betriebsgruppen, einen besonderen Platz einräumen.

Schon um 1750 herum hatte sich neben der altangesehenen und bodenständigen Leinwandindustrie die *B a u m w o l l v e r - a r b e i t u n g* niedergelassen. Ein französischer Huguenotte, Peter Bion war es, der als erster die fremde Faser hier verspinnen und verweben liess. Infolge eines raschen Umschwunges konnten sich für deren Verarbeitung die starren Zunftregeln der Leineweber nicht erst ausbilden. Die neue Industrie nahm eine ungeahnt starke Entwicklung. Wie in St. Gallen, so bürgerte sich darnach die Baumwollfabrikation auch in Ausserrhoden (Barchentweberei) und in Rorschach ein, welches einen eigenen Garnmarkt einrichtete.¹⁾ Mit der Zeit wurde aber unsere ganze Landschaft, ebenso der Thurgau, das Rheintal und Vorarlberg, Dienerin der st. gallischen Zentrale für den Handel und Export der Erzeugnisse. St. Gallen wurde damit zum Hauptsitz der bedeutendsten Industrie der Ostschweiz.

Eine Zusammenstellung der einzelnen Betriebsgruppen nach Gemeinden findet sich in der Tabelle VII im Anhang. Ich verweise auch auf die Industriekarte des Jahres 1910 (No. 114). Daraus gewinnen wir leicht eine Uebersicht über den jetzigen Stand und die Verbreitung der Baumwollindustrie. Ihre grössere Ausdehnung und die vermehrte Zuwendung zur Hausindustrie im appenzellischen Gebiete, das Vorherrschen der Fabrikbetriebe im untern Teil zeigt sich mit genügender Deutlichkeit.

1. Betriebszweige der Baumwoll-Industrie.

a) S p i n n e r e i u n d Z w i r n e r e i.

Schon seit längerer Zeit hatten unsere Kaufleute und Fabrikanten das unaufhaltsame Eindringen wohlfeiler englischer Maschinengarne mit wachsender Unruhe verfolgt und sich immer mehr von der dringenden Notwendigkeit überzeugt, die mechanische Spinnerei auch hier einzuführen. Die Herstellung des Baumwollgarns gab hier den ersten Anlass zur Gründung von Fabriken, sobald die verbesserten Spinnstühle, eine englische Erfindung, in unser Land kamen. Zeitweise ist die Herstellung von Garn durch neue Spinnereien soweit gefördert worden, dass der appenzellische Bedarf gedeckt war. Es ist aber die Spinnerei ein Fabrikzweig, der den freiheitsliebenden Appenzellern nicht besonders zusagt, sodass sie in dieser Beziehung lieber auf andere Gegenden angewiesen sind, um in der Weberei und Stickerei mehr leisten zu können (No. 3, Jahrg. 1835, S. 161 ff.).

Die Zwirnereien liefern die Garnqualitäten nach gewünschter Art. Der Mangel an Wasserkraften, ausser in den abgelegenen Tobeln, musste der Anlage solcher Fabriken hinderlich sein, wie für die meist damit verbundene Spinnerei. Nur 4 kleine Zwirnereibetriebe sind heute vorhanden, während die grossen Betriebe ins Tösstal abgewandert sind.

¹⁾ (No. 56, Naef, S. 438 ff.)

b) W e b e r e i.

Während die Leinweberei als Hausbetrieb für den eigenen Bedarf zuerst noch weiterlebte, richtete man sich in Ausserrhoden auf die Barchentweberei ein, welche rasch Verbreitung fand. An ihre Seite trat bald die Mousselinweberei. Diese weissen undichten Baumwollstoffe sind das Ausgangsmaterial für die Stickerie. Ihre Anfertigung geschah zuerst auch in der Handarbeit und Hausindustrie. Der grössere Teil der Stickereistoffe wird aber heute nicht mehr hier hergestellt. Der heutigen Fabrikweberei kommt im Appenzellerlande in Bezug auf die Eigenversorgung eine sehr mässige Bedeutung zu. Speicher und Rehetobel besitzen im Jahre 1910 je 1 mechanische Weberei, mit 60, resp. 135 Stühlen und 41, resp. 257 Arbeitern, d. h. in Speicher standen damals ein Drittel der Webstühle leer.

In den Appenzellischen Monatsblättern (No. 3) berichtet J. C. Zellweger im Februar 1835, dass eine Fabrik in Trogen die erste Webmaschine eingeführt hatte. Sie besass 24 Webstühle. Im nämlichen Gebäude waren 5 Spinnmaschinen im Gange. So konnte man daselbst die ganze Serie von Arbeiten beisammensehen, welche es braucht, um aus der rohen Baumwolle ein fertiges Stück Tuch vorzulegen. Jedenfalls war dies ein seltener Fall, wo vor der einsetzenden weitgehenden Arbeitsdifferenzierung ein ganzer Entwicklungsprozess in einer Anlage sich abspielte.

Auch dieser Erwerb zeigte einen stets wechselnden Erfolg. Nach Krisen infolge Zollsperrern um 1800 herum, kam ein lebhafter Aufschwung, dem wieder die Gefahr fremder Konkurrenz erwuchs. So schreibt der Vorgenannte in der gleichen Publikation vom November-Dezember 1835 (S. 176): «Es steht zu erwarten, dass England nicht etwa die Mousseline fabrikmässig herzustellen beginne, damit man nicht genötigt ist, dies auch zu tun. Es ist zu hoffen, dass die feineren Waren der Hausindustrie bleiben, damit verschiedene Gewerbe im Lande seien, um nicht zu Zeiten einer Stockung eine allgemeine Misere zu haben, und eine störrische Bevölkerung, mit der kaum auszukommen wäre». Man war dann aber doch gezwungen, zum mechanischen Betriebe überzugehen.

Mit der Mechanisierung der Mousselinweberei, welche in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts erfolgte, war das Zeichen zur Verlegung des Industriesitzes gegeben. Auch hier genügten die vorhandenen Wasserkräfte nicht, während es an tüchtigen Arbeitskräften nicht fehlte. Zur Gründung solcher Fabriken hat wieder das schon genannte zürcherische Tösstal bessere Bedingungen, wodurch das Appenzellerland (wie auch das Toggenburg) schwere Einbusse erlitt.

Dem Handweber und der Hausindustrie verblieb jedoch in Ausserrhoden die fest eingewurzelte Plattstichweberei, und diese vermehrte hernach ihre stark von der Mode abhängige Produktion auf das fünffache. Damit war schliesslich der Ausfall wettgemacht. In Rehetobel allein hat sich die Buntweberei erhalten.

An der Hausweberei beteiligten sich im Jahre 1910 in Speicher 222, Trogen 368, Wald 218, Rehetobel 181, Grub 110 Personen. Diese starke Verbreitung drängt sich dem Wanderer auf,

wenn er die Bauernhäuser nach dem Vorhandensein der Webkeller mustert (vergl. Hausbau, S. 73).

c) S t i c k e r e i.

Die Kunst, eigengewobene Tücher zu besticken, ist eine alt-hergebrachte. Zu grösster Entfaltung bot sich Gelegenheit bei ihrer Anwendung auf die feinen Baumwollstoffe. Ein an sich unscheinbares Gewebe wie Mousseline musste in den Augen der Käufer einen höhern Wert erreichen, wenn demselben zierliche Ornamente in weisser oder in verschiedenen Farben beigegeben wurden. Es fehlte insbesondere im Appenzellerlande nicht an Erfindern formschöner Stickmotive und auch nicht an zarten Frauenhänden, die ihre Ausführung trefflich verstanden. Mit dieser Tätigkeit begründete die Appenzellerstickerei ihren Welt-ruf. Wie die Mousselinweberei musste darnach auch die Handstickerei sich durch verschiedene schwierige Zeitumstände hindurcharbeiten, hatte aber dabei dauernden Erfolg. Feine Handstickerei hat sich besonders in Innerrhoden hochgradig entwickelt.

Die enorme Bedeutung der Stickerei für unser Gebiet beruht indessen auf der Massenproduktion seit der Einführung der um 1830—40 in Anwendung gekommenen Heilmann'schen Stickmaschine, deren Geburtsstadt Mülhausen ist. Anfänglich befürchtete man Verdienstaussfall für die Stickerinnen; es blieben aber genügend, wenn auch weniger anregende Frauenarbeiten übrig. Man erkannte es doch als besser, die Maschine einzuführen, als den Verdienstentzug zu gewärtigen, der durch Aufgreifen von anderer Seite hätte entstehen müssen. Der Aufnahme dieser in Amerika für Handarbeit gehaltenen Streifen- und Bandmuster wurde durch die schnelle Verbreitung der amerikanischen Nähmaschine noch Vorschub geleistet. Wie ein breiter Strom brach sich darnach die Handmaschinenstickerei unaufhörlich Bahn im St. Galler- und Appenzellerland und immer wieder vermochte in guten Zeiten die Produktion der Nachfrage kaum zu genügen. Fabrik auf Fabrik wurde gegründet und daneben wanderte die schwere Maschine in jedes Berggütchen hinauf, zum Einzelsticker. Die maximale Verbreitung wurde um 1890 notiert. Nach Wartmann's Darstellung (in No. 8, 1911) trifft es 1 Handmaschine

	1890	1910
im Bezirk Rorschach auf	76—100 Einw.	101—250 Einw.
„ „ Mittelland „	21—25 „	31—40 „
„ „ Vorderland „	16—20 „	16—20 „

Der geringe Anteil des Bezirks Rorschach im letztern Jahre ist nicht auf einen Rückgang der Stickerei begründet, vielmehr ist gerade in diesem Abschnitt eine vermehrte Zuwendung zur Stickerei erfolgt, aber begünstigt durch die Anlage von Fabriken,

welche die in den 90er Jahren von Jsaak Gröbli in Oberuzwil erfundene Schifflimaschine aufstellten. Diese ist wiederum viel ergiebiger als die Handstickmaschine, erfordert aber neben der Bedienung durch den Sticker noch stärkere Betriebskräfte. Wir zählen im genannten Zeitpunkt bereits 744 Schifflimaschinen im Bezirk Rorschach oder 1 Maschine auf 30—40 Einwohner. Die Handstickerei wurde also stark in den Hintergrund gedrängt, nicht so in den appenzellischen Gemeinden. Dort fanden nur 15 der neuen Maschinen Eingang, während die ältere Handmaschine, für den Einzelbetrieb besser geeignet, in fast gleicher Zahl beibehalten wurde.

Als letzte Neuerung auf dem Gebiete der mechanischen Ausstattung sind die Automaten zu nennen, welche selbstregulierend an den zumeist elektrisch betriebenen Schifflimaschinen arbeiten. Die Automaten sind indessen nur in wenigen Betrieben eingeführt worden. Eine merkliche Konkurrenz ist den menschlichen Arbeitskräften dadurch nicht entstanden, wohl aber konnte nochmals die Produktion rascher und ergiebiger gestaltet werden.

d) F ä r b e r e i u n d D r u c k e r e i.

Die einzigen Färberei- und Druckerei-Etablissements begegnen uns in Rorschach und Goldach. Die Färberei Rorschach beschäftigte 1910 141 Personen. Die Textildruckerei Blumenegg A.-G. in Goldach war schon früh einer der wichtigsten Industriearbeitsplätze für Goldach und die weitere Umgebung. Kattun, vor allem bunte Taschentücher, auch Seide wird dort gedruckt. (Wie mir mitgeteilt wird, verwendete man in «Höslis Fabrik», wie sie allgemein hiess, frischen Kuhmist zum Grünfärben. Zu diesem Zwecke hielt man eigene Kühe. Ich erwähne das als einen Beitrag zu dem schwierigen Problem der Farbenbeschaffung, das hier eine sehr einfache Lösung fand).

e) H ü l f s i n d u s t r i e n v e r s c h i e d e n e r A r t.

Vor dem eidgenössischen Fabrikgesetz (1878) wurden zum Schaden der Volksgesundheit massenhaft schulpflichtige Kinder zu den verschiedensten Hilfsarbeiten im Haus- und Fabrikbetrieb herbeigezogen. Seither haben sich vielmehr eigene Betriebsabteilungen entwickelt, namentlich soweit das die Stickerei angeht.

Vorgängig des Stickprozesses sind eine Menge von Zeichnern (Entwerfer und Vergrösserer) mit der Herstellung der Muster beschäftigt. Die aus der Stickmaschine hervorgehende Ware bedarf dann noch des Nachstickens, wozu man sich besonderer Maschinen bedient. Das «Scherlen» und Ausschneiden ist hernach vor allem eine Beschäftigung für die ärmeren Volksklassen, Frauen- und Kinder-Heimarbeit. Während die beiden letzteren

Arbeiten in verschiedenen kleineren und grösseren Geschäftshäusern ausgeführt werden oder also durch zahlreiche Fergger an die Heimarbeiter ausgegeben werden, sind als eigentliche Hilfsindustrien, fast immer in gesonderten grossen Fabrikbetrieben, die Sengerei, Bleicherei und Appretur zu nennen.

Solche Betriebe finden sich in den grösseren Ortschaften Speicher, Tablat, Rorschach und Horn. Der Vorgang des Sengens oder Aetzens bezweckt die Entfernung der überschüssigen Stoffteile und Fäden. Die Bleicherei arbeitet seit mehr als 100 Jahren mit Maschinen und chemischen Mitteln, wobei rasch eine ebenso gründliche Reinigung erzielt wird, wie früher mit der langwierigen Naturbleiche. Nach der Appretur, welche durch Imprägnierung den «Sticketen» wiederum ein besseres Aussehen zu geben weiss, ist die Ware exportfähig.

Nochmals befassen sich mit der Ausschneidung und Abmessung der Ware, mit Verpackung und Spedition Hunderte von fleissigen Händen in den Räumen der Handels- und Exporthäuser.

2. Verhältnis zwischen Haus- und Fabrik-Industrie.

Für unsere anthropogeographischen Untersuchungen kommt diesem Verhältnis und dessen Einflüssen auf die Siedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse besonders grosses Interesse zu. Die Heimarbeit gestattet denjenigen, die sich ihr zuwenden, auf ihrem angestammten Wohnsitze zu verbleiben, während die Fabriken nur, wo leichte Verkehrsbedingungen sich vorfinden, sich entwickeln und dementsprechend günstige Plätze aufsuchen und dann auch die Arbeiterscharen in deren Nähe zusammenkommen lassen.

Gleich wie die frühere Leinenweberei ermöglicht im Appenzellerland die heutige übliche Baumwollweberei einer grossen Anzahl von Kleinbauern, in diesem Erwerbszweig einen Nebenverdienst zu finden. Dank seiner Stärke und volkswirtschaftlichen Bedeutung ist bis anhin jeder Versuch zu einer Konzentration der Hausweber in Fabriken gescheitert. Wie das «Webergütli» ist aber auch das «Stickerheimetli» zu einer ebenso charakteristischen Erscheinung des Berglandes geworden, obwohl zu bemerken ist, dass hier die Zahl der Heimarbeiter, welche daraus den Hauptverdienst oder fast ausschliesslich den Lebensunterhalt bestreiten, beträchtlich grösser ist. Wenn nach den Erhebungen von Lorenz (No. 49, 1900, S. 324) für die Schweizerische Heimarbeitsausstellung in Zürich im Jahre 1909 in den Kantonen St. Gallen, Appenzell und Thurgau etwa die Hälfte aller Heimarbeiter von der Hausindustrie als einziger Beschäftigung lebten, so sind dabei vor allem die Stickereiarbeiter gemeint; vom ganzen Stickereipersonal sind sodann 70 Prozent in der Handmaschinenstickerei tätig.

Zu Zeiten reger Nachfrage haben sich Arbeiter aus allen möglichen Berufen dieser unschwer erlernbaren Handmaschinestickerei zugewandt, und der Umstand, dass die Stickmaschine ein Instrument ist, welches ohne motorische Kraft arbeitet, daher überall aufgestellt werden kann, unterstützte die Dezentralisation mächtig. Dem Appenzeller gefällt es besonders gut, sich in seinem eigenen Hause, durch Ausnützung des Webkellers oder Erstellung irgend eines Anbaues, ein Sticklokal zu beschaffen, in welchem er unter Mithilfe der Familienglieder ungestört arbeiten kann. Dass diese Räume mitunter auch zum Wohnen und Kochen verwendet werden und überhaupt selten weitgehenden hygienischen Anforderungen gerecht werden, ist allerdings ein Nachteil für die Behaglichkeit.

Für die Leistungsfähigkeit der Hausindustrie bilden natürlicherweise die Sommerszeit, insbesondere die Erntearbeiten, eine Beeinträchtigung, wo immer Landwirtschaft nebenbei betrieben wird. Im Bezirk Rorschach ist denn auch, in Anbetracht der grösseren Bauerngüter, die Stickmaschine bei den Bauern sehr selten eingezogen. Die Zahl der Einzelsticker ist dort von jeher gering und rekrutiert sich hauptsächlich aus Berufsstickern. Selbst in den Jahren 1880 und 1890 gab es in Tablat nur 39, bezw. 51, in Mörschwil 13, bezw. 22 Einzelsticker, gegenüber Hunderten in den appenzellischen Gemeinden. (Vergl. Tabelle VII.)

Die maschinellen Grossbetriebe als eigentliche Stickfabriken überwiegen im untern Goldachgebiet durchaus. Viele Etablissements, die erst nur 3—5 Maschinen in sich vereinigten, haben sich dort in Zeiten der Prosperität erweitert und andere mit einer Vielzahl von 50, 100 und mehr Maschinen entstanden neben ihnen, so als grösste die «Feldmühle» in Rorschach. Alle diese Betriebe sind es auch gewesen, die stets die besten Maschinen in Anspruch nahmen und heute mit elektrischer Kraft ausgerüstet sind (Schifflimaschinen und Automaten).

In der nach Kriegsende eingetretenen Stickereikrise, die einen vorher nie gekannten Grad der Arbeitslosigkeit mit sich brachte, treten die Schäden einer regional weit verbreiteten, einseitigen Industrietätigkeit klar zutage. In den Fabriken ruht die Arbeit teilweise oder gänzlich und die Verdienstlosigkeit einer zahlreichen Arbeiterbevölkerung gibt zu vielerlei Besorgnis Anlass. Trotz aller Anstrengung stockt diese Mode- und Luxusindustrie und wird sich kaum auf den früheren Stand erheben können, da im Ausland, speziell auch in Amerika, der Markt verschlossen ist durch eigene Betriebe, die billigere Arbeit liefern, und weil die launische Mode heute anderes erfordert.

